

SUE Süddeutsche Zeitung

19. April 1989

## Christen im Feuer

Datum

DA

VON JOSEF JOFFE

„Die Apokalypse des Libanons geht weiter.“ schreibt die Beirut-er Zeitung *An Nahar*, doch dieser lapidare Kommentar ist ein rares Stück journalistischer Unterbreitung. Gewiß: Der nationale Selbstmord der einstigen „Nahost-Schweiz“ geht schon seit 14 Jahren weiter, aber was in diesen Tagen geschieht, hat mit der libanesischen „Routine-Apokalypse“ nichts mehr zu tun: 41 Tote an einem Wochenende, 256 zivile Opfer in 41 Tagen – das ist eine Blutbilanz, die den Preis der palästinensischen Intifada (337 Tote in 17 Monaten) längst in den Schatten stellt.

Zehntausende von Beirutern leben seit Anfang März in Bunkern, es gibt seit Wochenbeginn weder Strom noch Wasser. Und doch scheint es die Welt achselzuckend akzeptiert zu haben, wenn Araber von Arabern umgebracht werden. Das hat vorweg einen zynischen Grund: In der elektronischen Gesellschaft ist real, was auf den Bildschirmen existiert; indes gibt es im Vergleich zu Israel – mit der größten Korrespondenten-Dichte der Welt – im Libanon kaum noch ausländische Journalisten. Zu hoch ist das Risiko der Entführung oder des Totschlags, fast unmöglich die Flucht über den Beirut-er Flughafen.

Ein weiterer Grund ist, daß die libanesischen Christen – das Ziel der jetzigen Kanonaden – im Vergleich zu den Palästinensern so gut wie keine ausländischen Fürsprecher haben. Da ist allenfalls der einstige Schutzherr Frankreich, der noch pflichtgemäße Rettungsappelle verbreitet oder Hospitalschiffe entsendet. Denn die brutale Tatsache ist, daß sich nicht nur Israel, sondern auch die Supermacht Amerika zu schmerzhaften Blessuren bei dem Versuch geholt hat, im libanesischen Hennekessel ihren Willen durchzusetzen.

Die Amerikaner haben sich schlicht verdrückt, nachdem 241 ihrer *Marines* 1984 in einem einzigen Terroranschlag ermordet wurden. Israel wagt sich nicht mehr über seine „Sicherheitszone“ im Südlibanon hinaus; zu tief sitzt der Schock seines „längsten Krieges“ von 1982 bis 1985, in dem Israel sich vergeblich als libanesischen Ordnungsmacht versuchte. Und die Franzosen, die laut Premier Rocard eine „Sonderbeziehung“ sowie „Treue und Freundschaft“ mit den Maroniten verbindet? Auch sie erinnern sich an den Preis der Freundschaft: 50 französische Soldaten, die während der westlichen Intervention 1983/84 ebenfalls schüttem Terror zum Opfer gefallen sind.

Das Fazit: Washington, London und Paris denken heute nicht mehr an eine Intervention, derweil die Syrer täglich zur Teestunde mit dem Flächenbombardement beginnen, das erst im Morgengrauen wieder aufhört. Und Jerusalem verkündet: „Was in Beirut passiert, geht uns nichts an.“ Es ist ein neuer, wenn auch der bislang blutigste Akt in einem alten Trauerspiel: Vor 13 Jahren sind Assads Solda-

ten in den Nachbarstaat einmarschiert. Seitdem weiß man nie, wer morgen wen morden wird, doch eine Konstante steht wie ein Felsen im Strom der Anarchie: Die Syrer schießen jeden gnadenlos zusammen, der seine Hand nach der Vormacht im der „groß-syrischen Provinz“ ausstreckt. Ob Palästinenser, Maroniten oder Schiiten – schon jeder hat seit 1976 im Visier der syrischen Kanonen gestanden.

Diesmal sind wieder die Maroniten an der Reihe, deren Oberkriegsherr und Defacto-Präsident Michel Aoun sich erfrecht hat, Assad ein kräftiges „*Syria go home!*“ entgegenzuschleudern. Der Damaszener hat diese Herausforderung – wie auch die Blockade moslemisch kontrollierter Häfen – auf klassisch-syrische Weise beantwortet: mit Kanonenfeuer. Ein zynischer Betrachter der libanesischen Todesszene mag da einwenden: So war es immer, wenn jemand die ungeschriebenen Unterwerfungsregeln gebrochen hat. Nur: Diesmal führen die Syrer nicht bloß Krieg gegen irgendwelche Privatarmeen, sondern gegen die Beirut-er Zivilbevölkerung im (christlichen) Ostteil der Stadt. Es ist ein Vernichtungsfeldzug gegen Beirut und seine Bevölkerung, gegen ihre Nahrungs- und Wasserversorgung.

Überdies ist ominöserweise mehr als eine Privatfehde zwischen Assad und Aoun im Spiel; der Stadtteilkrieg ist längst internationalisiert. Auf dem Rücken der Beirut-er kämpfen Syrien und sein Todfeind Irak ein Stellvertreter-Duell aus. Indem er die Maroniten großzügig munitioniert (in der Gerüchteküche ist gar von 120-km-Raketen die Rede), begleicht der wiedererstarkte Irak in Beirut eine Rechnung mit Syrien, das als einzige arabische Macht den Iran im Golf-Krieg unterstützt hat. Assad schlägt auf Aoun ein und will damit Saddam Hussein treffen, derweil dieser – im Siegesüberschwang – den syrischen Erzfeind dort indirekt angreift, wo er am verwundbarsten ist: im Libanon.

Moral- wie Realpolitik gebietet deshalb die Aufgabe der westlichen Hände-weg-Attitüde. Es gilt, die methodische Vernichtung der Maroniten zu stoppen und zugleich den Irak und Syrien davon abzuhalten, ihre Rivalität bis zum letzten Beirut-er auszufeuchten – zumal hier die Ausweitung des Stadtteil-Krieges droht. Diplomatie mag jetzt sogar wirksamer sein als die vergeblichen militärischen Interventionen von gestern: Syrien liegt wirtschaftlich am Boden und ist diplomatisch noch mehr isoliert als der hochverschuldete Irak. Selbst Moskau distanziert sich von seinem einstigen Nahost-Hauptverbündeten in Damaskus. Da dürfte es nicht so schwer sein, das „Neue Denken“ in Moskau und westliche Verantwortung für den Libanon in einer diplomatischen Initiative zusammenzuschreiben, welche Syrien und den Irak – die beiden gefährlichsten Nahostmächte – zur Raison ruft.